

Zu den Autoren (Autorinnen sind leider unterrepräsentiert) des ansprechend gestalteten Bandes zählen neben den Genannten Wissenschaftler wie Dina van Faassen und Uri Kaufmann, freiwillig Engagierte aus der Lokalgeschichtsschreibung wie Fritz Ostkämper und Dieter Schuler, Museums- und Archivmitarbeiter wie Christoph Laue, Thomas Ridder und Jens Murken, Praktiker jüdischer Kultur und weitere Experten wie die Gründerin der Unruer liberalen Gemeinde Alexandra Khariakova.

Mit diesem gut leserlichen, Spezialistenjargon weitgehend vermeidenden Buch gelingt es, einem alten Thema eine ganze Bandbreite neuer Aspekte und Einsichten abzugewinnen. Das Werk bestätigt die These, dass auch mehr als 30 Jahre nach der „Wiederentdeckung“ jüdischer Geschichte vor Ort durch engagierte Bürger und Gruppen, die der professionellen Forschung vorangingen, das Gebiet nicht nur auf der Metaebene neuer Fragestellungen und Paradigmen, sondern auch im lokal-regionalen Maßstab noch lange nicht „auserforscht“ und ausdiskutiert ist.

Das Herauspräparieren von jüdischer Vielfalt und die gezielte „Enttypisierung“, die diese Veröffentlichung anstrebt, sind mit Sicherheit notwendige Stationen auf dem Weg zu einem angemessenen Bild westfälisch-jüdischer Vergangenheit und Gegenwart. Und die Konkretheit der Erfahrung forschenden Lernens, die Erkenntnis „auch in unserer Stadt, auch in meiner Straße, auch in meinem Beruf [...]“ hat bis heute nichts von ihrer aktivierenden, motivierenden Kraft verloren. Eine (selbst)kritische kleine Rückfrage aber sei trotzdem nicht unterschlagen: Was geschieht mit den alltäglichen Judenbildern in den Köpfen von Schülerinnen und Schülern, des Mannes und der Frau „auf der Straße“, in der Populärkultur etc., während die „Engagierten“ sich solcher Vertiefung zuwenden? Was vermag diese Differenziertheit gegen die irrationale, ohne jeden Bezug auf reale Juden auskommende Infektion des Antisemitismus auszurichten?

Eine Lese-Empfehlung sollte diese Besprechung dennoch sein.

Norbert Reichling

*Marc Sgonina, Die Johanniterballei Westfalen. Unter besonderer Berücksichtigung der Lebensformen der Zentralkommende Steinfurt und ihrer Membra, Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main 2014, 396 S., geb.*

Jedem Historiker, der sich für Westfalen interessiert, ist natürlich bekannt, dass es einst eine Kommende Steinfurt des Johanniterordens gab. Aber die Erinnerung an deren Leben und Geschick ist doch meistens ziemlich verblasst oder nur in groben Zügen präsent. Da ist es ein großes Verdienst, dass der junge Historiker Marc Sgonina der Universität Kiel eine Dissertation vorgelegt hat, die sich speziell mit der Kommende Steinfurt und ihren „Membra“ befasst. Die inzwischen als Buch erschienene Dissertation wurde von der Westfälischen Genossenschaft des Johanniterordens und der Deutschen Assoziation des Malteserordens mit einem Druckkostenzuschuss unterstützt.

Die Veröffentlichung zeichnet sich besonders dadurch aus, dass alle Aussagen mit minutiöser Genauigkeit durch Quellen belegt sind, die sich sowohl in öffentlichen Archiven von Aurich bis Malta, in erster Linie aber im Privatarchiv des fürstlichen Hauses Bentheim-Steinfurt befinden. Freilich sind auch viele Urkunden verlorengegangen und nicht mehr auffindbar, so die im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen zum Großpriorat Heitersheim, dem zentralen Sitz des Ordens in Deutschland. Trotzdem ergibt sich ein umfassendes Bild der Ballei und Kommende Steinfurt.

Der Verfasser stellt zunächst den organisatorischen Aufbau des Ordens im Mittelalter dar, von der Gründung des Hospitals in Jerusalem über die Anerkennung des Ordens durch Papst Urban II. 1113 bis zur Bulle von Anastasius IV. 1154, in der die Gebote der Keuschheit, des Gehorsams und der Verzicht auf eigenen Besitz festgelegt wurden, dem Verlust von Rhodos 1522 und der Ansiedlung auf Malta 1539. In Deutschland entstand ein Großpriorat mit dem Sitz in Heitersheim, das vom Meister des Johanniterordens in Deutschland geleitet wurde, „magister hospitalis iherosolimitani in Alamania“ genannt.

In diesen Rahmen wird nun die Entstehung der Kommenden auf deutschem Boden eingeordnet. Als erste Niederlassung in Deutschland in den Jahren 1154–1156 gilt die Kommende Duisburg. In Steinfurt wurde um 1190 von dem Edelherrn Rudolf von Steinfurt und seinem Bruder, dem Münsteraner Dompropst Bernhard, ein Hospitalhaus der Johanniter gestiftet, auch Aahof genannt, weil an dem Flösschen Aa gelegen. Motive für diese Stiftung sind nicht durch eine Urkunde belegt. Es gibt aber Gründe anzunehmen, dass Rudolf am Kreuzzug Barbarossas teilgenommen hat und von dem Hospital der Johanniter in Jerusalem sehr beeindruckt war. 1230 stiftete Edelherr Ludolf von Steinfurt eine sogenannte Dreizehn-Armen-Stiftung, aus der regelmäßig dreizehn Arme versorgt wurden: Nach der Stiftungsurkunde schenkt Ludolf dem Orden „zur Sühne seiner Sünden und mit Zustimmung seines Sohnes“ den Zehnten über mehrere Güter in der Herrschaft Steinfurt. In dieser Stiftung kann man den Kern der karitativen Johanniterarbeit in Steinfurt sehen.

In der Folgezeit wurde der Besitz der Niederlassung durch Zustiftungen immer größer, wobei Memorialmessen eine große Rolle gespielt haben. Es entwickelten sich darüber hinaus sogenannte „membra“ im ganzen Land, besonders in Friesland und Oldenburg. Die Dissertation sieht es als ihre wesentliche Aufgabe an, die wirtschaftlichen Verhältnisse eines jeden „membrum“ genau zu untersuchen, soweit die Quellen es erlauben. Danach muss der Orden über einen erheblichen Streubesitz in ganz Nordwestdeutschland verfügt haben. Ein besonderer Schwerpunkt der Dissertation besteht in der Darstellung der Wirtschaftsführung des Ordens, sowohl hinsichtlich der Bewirtschaftung der Güter und ihrer Verpachtung als auch hinsichtlich der Verpflichtung gegenüber den Herren von Steinfurt.

Das Verhältnis des Ordens zu den Edelherren von Steinfurt war zwar im Ganzen recht harmonisch, aber nicht immer spannungsfrei. So duldeten die Edelherren, später die Grafen zu Bentheim und Steinfurt, keine eigene Gerichtsbarkeit auf den Gütern der Johanniter. Jedoch erhielten die Johanniter

das Patronatsrecht an der Großen Kirche zu Steinfurt. Auch die geistliche Versorgung der Einwohner von Steinfurt und Umgebung lag in der Hand des Ordens. Allerdings betrachteten die Herren von Steinfurt den Orden als ihre Stiftung, so dass sie Einfluss nahmen auf die Entscheidung, wer in den Orden aufgenommen werden durfte. Vor allem bestimmten sie weitgehend, mit wem das Amt des Komturs zu besetzen sei, obwohl der Konvent ein freies Wahlrecht hatte. Gegenüber dem Reich und dem Bischof von Münster scheinen die Herren von Steinfurt den Orden in verschiedener Hinsicht vertreten zu haben.

In Steinfurt entstand im Laufe der Zeit die reichste und angesehenste Kommende Westfalens, so dass sie sich im Laufe des 14. Jahrhunderts zur Ballei entwickelte. Freilich war das gegen Ende des Mittelalters nur noch ein leerer Titel. Die Dissertation untersucht das Verhältnis der Ballei/Kommende zu den anderen Autoritäten, dem Bischof von Münster, der Stadt, dem Reich usw. anhand der vorhandenen Urkunden. Die Ordensoberen führten im Übrigen regelmäßige Visitationen in Steinfurt durch, von denen von der Dissertation ausgewertete Protokolle vorliegen, die oft erhebliche Beanstandungen des Ordenslebens geltend machen und das Leben des Konvents rügen. In einem Protokoll von 1495 heißt es, dass das Leben der Kapläne in Steinfurt „unehrenhaft“ und „zerrüttet“ sei. Es gebe ein „fortgesetztes Liebesleben“ und viel Fehlverhalten. Spätere Protokolle zeichnen ein positiveres Bild.

Das Verhältnis des Ordens zu den Grafen zu Bentheim und Steinfurt verschlechterte sich, als das gräfliche Haus 1544 zum Luthertum übertrat. Der Einfluss des Grafen auf die Aufnahmen in den Konvent und die Besetzung des Amtes des Komturs verstärkte sich zunehmend. Hinzu kamen immer mehr Einschränkungen der Privilegien, etwa bei den Steuern, von denen der Orden eigentlich befreit war. Auch wurde den Ordenangehörigen das Fischen in der Aa verboten, ebenso die Ausübung der Jagd innerhalb der Grafschaft. Das Verhältnis wurde noch schlechter, als unter Graf Arnold II. die Grafschaft zwischen 1587 und 1591 zum Calvinismus übertrat. Als sich der Graf durch Komtur Eberhard von Galen in seinen Rechten verletzt sah, ließ er diesen verhaften. Auch kam es zu Beschwerden beim Offizialgericht in Münster. Die dauernde Spannung zwischen den Johannitern und den Grafen zu Bentheim und Steinfurt führte schließlich dazu, dass die Johanniter 1622 die Kommende Steinfurt aufgaben und sich in die Kommende Münster zurückzogen. Im Übrigen verloren die Johanniter ihre gesamten Besitzungen in Friesland und Oldenburg durch Säkularisierung.

Besonders dramatisch entwickelten sich die inneren Verhältnisse, als Heinrich von Hövel, unterstützt durch den Steinfurter Grafen, 1549 Komtur der Kommende wurde. Er bemühte sich zwar, die säkularisierten Güter in Friesland und Oldenburg zurückzuerhalten, wurde aber aus dem Orden ausgestoßen, weil er eine Steinfurterin geheiratet hatte und sich zur Reformation bekannte – im Ganzen ein interessanter Vorgang, der in der Dissertation ausführlich behandelt wird, weil dieser Komtur völlig aus dem Rahmen fällt.

Die folgenden Jahre werden in der Dissertation auch noch dargestellt. Der Orden führte allerdings nur noch ein Schattendasein und diente eher der

Versorgung unversorgter Angehöriger adliger Familien, bis er dann im Zuge der Umsetzung des Reichsdeputationshauptschlusses aufgelöst wurde.

Für den, der sich für die Geschichte Westfalens im Allgemeinen und des Johanniter-/Malteserordens im Besonderen interessiert, ist diese Dissertation eine unentbehrliche Lektüre, die in ihrer Genauigkeit und Quellenkenntnis ihresgleichen sucht. Das Buch enthält eine Reihe von Verzeichnissen der wichtigsten Urkunden, von denen einige auch abgedruckt sind, so dass der Weiterarbeit nichts im Wege steht. Man hätte sich nur gewünscht, es würden einige Begriffe erläutert, die nicht jedem mehr geläufig sind. So wäre es schön gewesen, eine Hilfe dafür zu bekommen, wie groß ein Malter oder Scheffel im Vergleich mit heutigen Maßeinheiten sind. Das Gleiche gilt für Taler, Schilling, Mark und Pfennig. Und wer weiß schon heute noch, was ein „Pitanzmeister“ war?

Abgesehen von diesem Mangel handelt es sich bei dieser Veröffentlichung um ein sehr lesenswertes Buch und um einen wichtigen Beitrag zur westfälischen Geschichte.

Gerhard Rödning

*Astrid Ley/Annette Hinz-Wessels (Hgg.), Die Euthanasie-Anstalt Brandenburg an der Havel. Morde an Kranken und Behinderten im Nationalsozialismus, Schriftenreihe der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten 34, Metropol-Verlag, Berlin 2012, 196 S., brosch.*

Für die „Aktion T4“, die Vergasung von etwa 70.000 Menschen mit geistigen Behinderungen oder psychischen Erkrankungen im Zeitraum von Januar 1940 bis August 1941, wurden sechs Anstalten umgebaut und mit Gaskammern ausgerüstet. Diese sechs Mordstätten – Schloss Grafeneck auf der Schwäbischen Alb, das ehemalige Zuchthaus Brandenburg an der Havel, Schloss Hartheim bei Linz in Oberösterreich sowie die Heil- und Pflegeanstalten Pirna-Sonnenstein, Bernburg an der Saale und Hadamar bei Limburg – sind heute wichtige Gedenk- und Lernorte, die die Erinnerung an diesen in der Weltgeschichte einzigartigen Massenmord wachhalten. Als letzte wurde im Sommer 2012 die Gedenkstätte im Alten Zuchthaus in Brandenburg eröffnet. Hier – mitten in der Stadt – wurden innerhalb von zehn Monaten, von Januar bis Oktober 1940, nicht weniger als 9.000 Menschen ermordet.

Der von Astrid Ley und Annette Hinz-Wessels, zwei der bekanntesten Forscherinnen auf diesem Gebiet, verfasste Katalog zur Dauerausstellung in der neuen Gedenkstätte zeichnet das unfassbare Geschehen in kurzen, allgemein verständlichen Texten nach und ordnet es, immer auf der Höhe des gegenwärtigen Forschungsstandes, in weitere Zusammenhänge ein. Ein großer Vorzug sind die vielen biographischen Skizzen sowohl von Tätern und Täterinnen – Ärzten, Verwaltungsfachleuten, Pflegerinnen und Pflegern, Büroangestellten, Wachleuten und „Brennern“ – als auch ihrer Opfer. Die Besonderheiten dieser Mordstätte werden luzide herausgearbeitet: Hier fand im Januar 1940 eine erste „Probetötung“ statt, bei der die endgültige Entscheidung zum Einsatz von Giftgas fiel, das zum Signum der nationalsozi-